

# »Ich gehe nur in eine Kirche, die mir passt. Und den Karfreitag erspare ich mir«

Ihre Stimme klingt hell und dunkel zugleich, sie klingt heiter mit einem rauchigen Unterton, sie ist ein bisschen wie der April an einem sonnigen Tag, wenn sich am Horizont die Wolken auftürmen. Die Stimme hat etwas Aufmunterndes, aber auch Beruhigendes. Wer zum ersten Mal bei Ana Carola Pasquay anruft, der wird feststellen, dass er hinterher bessere Laune hat als vorher. So ist es auch beim nächsten Mal. Und vielleicht liegt darin ihr Geheimnis, wie sie es als Telefonseelsorgerin geschafft hat, über zehn Jahre hinweg Trösterin für 400 Missbrauchsopfer zu sein.

Von 2002 bis 2012 betreute sie ehrenamtlich das Opfertelefon der katholischen Laienbewegung »Wir sind Kirche«. Die Idee dazu hatte die pensionierte Hebamme selber. Es war die Zeit, als im deutschsprachigen Raum erstmals massive Missbrauchsfälle durch Kleriker publik wurden. Noch amtierte ein Pole als Papst, war Joseph Ratzinger Glaubenspräfekt, und die Deutsche Bischofskonferenz dachte noch längst nicht an systematische Aufklärung. Aber an einem Küchentisch in einem Dorf bei Regensburg fragte eine gewisse Frau Pasquay ihre Freundin Annegret Laakmann, wohin Betroffene sich denn nun wenden sollten, und gab selber die Antwort: Ein Opfertelefon müsse her. Leider fiel den beiden Frauen niemand ein, der das Telefon betreuen konnte. Also beschloss die ehemalige Hebamme, die auch Erfahrung in einem Kriseninterventionsdienst gesammelt hatte: Ich mach's!

Zum Glück ahnte sie damals nicht, wie viele Hilfesuchende sich melden würden. Dass sie nach dreien schon fix und fertig sein würde. Dass mancher Einzelfall sie bis zu 50 Telefonate kosten und ihr Kaffeekonsum schließlich drei Literkannen pro Tag betragen sollte, von den Zigaretten zu schweigen. Oft wachte sie mitten in der Nacht auf, weil die Missbrauchsgeschichten sie nicht losließen, dann setzte sie sich auf die Bank vor ihrem Haus und rauchte.

Siebzehn Jahre ist das her. Neulich meldete sich eine ihrer ersten Betroffenen, die ein Gespräch mit dem Bischof von Bamberg erwirken konnte, nachdem man sie jahrelang abgewiesen hatte. Nun nahm er sich stundenlang Zeit. »Die Dame war helllauf begeistert!«, sagt Ana Carola Pasquay, ihr rauchiges Lachen klingt nach Ironie der Geschichte und spätem Triumph. Sie ist jetzt 77 und schläft wieder durch, mindestens bis halb sieben, manchmal bis halb acht.

Im vergangenen September, auf dem Höhepunkt der neuen Missbrauchsskandale, hatte die ZEIT sie in ihrem Dorf in Bayern besucht und viele Stunden über das einstige Ehrenamt gesprochen. Jetzt, ein halbes Jahr später, erzählt sie, wie es ihr geht nach all dem Kirchenstreit über Opfer und Täter. Retraumatisiert sei sie zum Glück nicht, und das mit dem Kaffee halte sich in Grenzen. Wenn man mit ihr über die Vergangenheit spricht, vergisst sie nie, die Gegenwart zu erwähnen: wie wunderbar in ihrem Garten gerade die Osterglocken und Anemonen und Hyazinthen blühen.

Bei Frau Pasquay hat jedes Thema eine lebensbejahende Pointe. Diese Frau, könnte man sagen, ist ein bisschen wie Ostern: Erst kommt die Passion, aber dann garantiert die Auferstehung. Sie selber würde den Vergleich wohl nicht mögen, dafür ist sie zu lakonisch, vielleicht auch zu katholisch (obwohl sie sich selber gern als »ökumenische Christin« bezeichnet).

Anruf in Bayern. Frau Pasquay, was planen Sie für Ostern? Werden Sie überhaupt in die Kirche gehen nach all den Skandalen? »Ach!«, ruft sie und lacht. »Mit dem Osterschmuck, also mit dem Profanen, bin ich diesmal im Verzug.« Sie habe bislang nur ein paar holzgeschnitzte Osterkinder aufgestellt und die noch ungeweihte Osterkerze nicht selber verziert. Kann sein, dass die letzten Monate, die ganzen Opferzahlen, ihr doch aufs Gemüt geschlagen sind. Im vergangenen Frühjahr bastelte sie als Schmuckmotiv für ihre Osterkerze aus bunten Wachsplättchen einen Weltkreis, mit kleinen Lücken, weil die Welt »ja doch kaputt und zerbröckelt ist«. Das Motiv müsse nicht noch mal sein. Und ein Osterlamm? »Nein! Das klassische Opferlamm hat mit Jesus, wie ich ihn sehe, überhaupt nichts zu tun!« Warum? »Er wollte sich nicht kreuzigen lassen, er konnte da nur nicht raus.« Aus der Auferstehungsgeschichte? Aus dem Erlösungsauftrag? »Ich denke, dass er sich einfach geschlagen geben musste, weil ihm keiner glaubte, dass er Gottes Sohn ist. Wenn heute einer von Gott als seinem buchstäblichen Vater reden würde, käme er in die Psychiatrie. Damals wurde man eben auf grausamste Art hingerichtet.«

Deshalb habe sie, erzählt Ana Carola Pasquay, schon als Kind die Karfreitagsliturgie gefürchtet. »Ich finde es bis heute schrecklich, die Leidensbotschaft dreimal hintereinander zu hören.« Sie kenne die Passion nun auswendig. »Also warte ich jedes Jahr mit Ungeduld auf den Moment der Auferstehung. Dann gehe ich in den Gottesdienst. Und vorher bringe ich ein sinnvolles Fastenopfer.« Was ist denn ein sinnvolles Opfer? »Eines, das ein bisschen wehtut und doch auch wieder nicht, weil man es nämlich gern tut.« Zum Beispiel? »Alte oder kranke Leute besuchen. Oder mit jemandem telefonieren, der einsam

ist. Ein sinnvolles Fastenopfer ist, wenn ich zwei Stunden aushalte, dass der andere mir etwas vorjammert.« Das sei jedenfalls leichter, als auf das Rauchen zu verzichten.

Sie wurde im Krieg geboren, und die Generation klagt nicht. Der Vater starb 1946 an einer Embolie, die Mutter blieb mit den beiden Töchtern in ärmlichen Verhältnissen zurück, überforderte, wie man heute sagen würde. Ana Carola Pasquay, die sich nicht erinnern kann, dass die Armut ihr etwas ausgemacht hätte, wohl aber, wie leid ihr die abgerissenen Flüchtlingskinder taten, findet, jeder könne sich glücklich schätzen, der etwas zum Teilen hat. Sie bekam selber als Kind Schläge, weil sie ihr zweites und, wie sie fand,

Als Telefonseelsorgerin war Ana Carola Pasquay zehn Jahre lang für Missbrauchsoffer da. Ehrenamtlich betreute sie 400 Fälle. Wie hielt sie das aus? Und woran glaubt sie noch? VON EVELYN FINGER

der Frau das Schuldgefühl auszureden. Mehr konnte ich nicht tun.« Doch. Ana Carola Pasquay sollte in jenen zehn Jahren, in denen sie fast täglich für Betroffene da war, noch sehr viel mehr tun: Sie organisierte Anwälte, sie suchte Therapeuten (»am besten ohne Verbindung zur Kirche«), sie alarmierte Ärzte, sie rief in den Bistümern an und lernte, Bischöfe unter Druck zu setzen.

Einmal gelang es ihr, den Missbrauchsbeauftragten der katholischen Kirche, Bischof Stephan Ackermann, von ferne dazu zu bewegen, dass er eine suizidgefährdete Betroffene zurückrief. Ein andermal scheiterte sie daran, einen evangelischen Superintendenten, den sie persönlich kannte, ge-

Das Opfertelefon war übrigens anonym. Der Name der Seelsorgerin blieb ungenannt, und auch die Opfer nannten ihre Namen nur, wenn sie selber das für nötig hielten. Frau Pasquay dokumentierte alles vertraulich und im Auftrag der Laienbewegung »Wir sind Kirche«. Bis heute sind alle Fälle unter Verschluss, sie harren in Dutzenden handgeschriebener Kladden des Tages, an dem die Kirchen oder der Staat bereit sind, sie mithilfe unabhängiger Juristen aufzunehmen in die Statistik des Schreckens. Als die Deutsche Bischofskonferenz ihre jüngste Studie zum Missbrauch Minderjähriger anfertigen ließ, fuhren Frau Pasquay und Frau Laakmann von »Wir sind Kirche« zu dem Studienleiter Harald Dreßing vom Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim. Doch dort hatte man keine Kapazitäten, die Fälle aufzunehmen. So kehrten die Frauen unverrichteter Dinge heim.

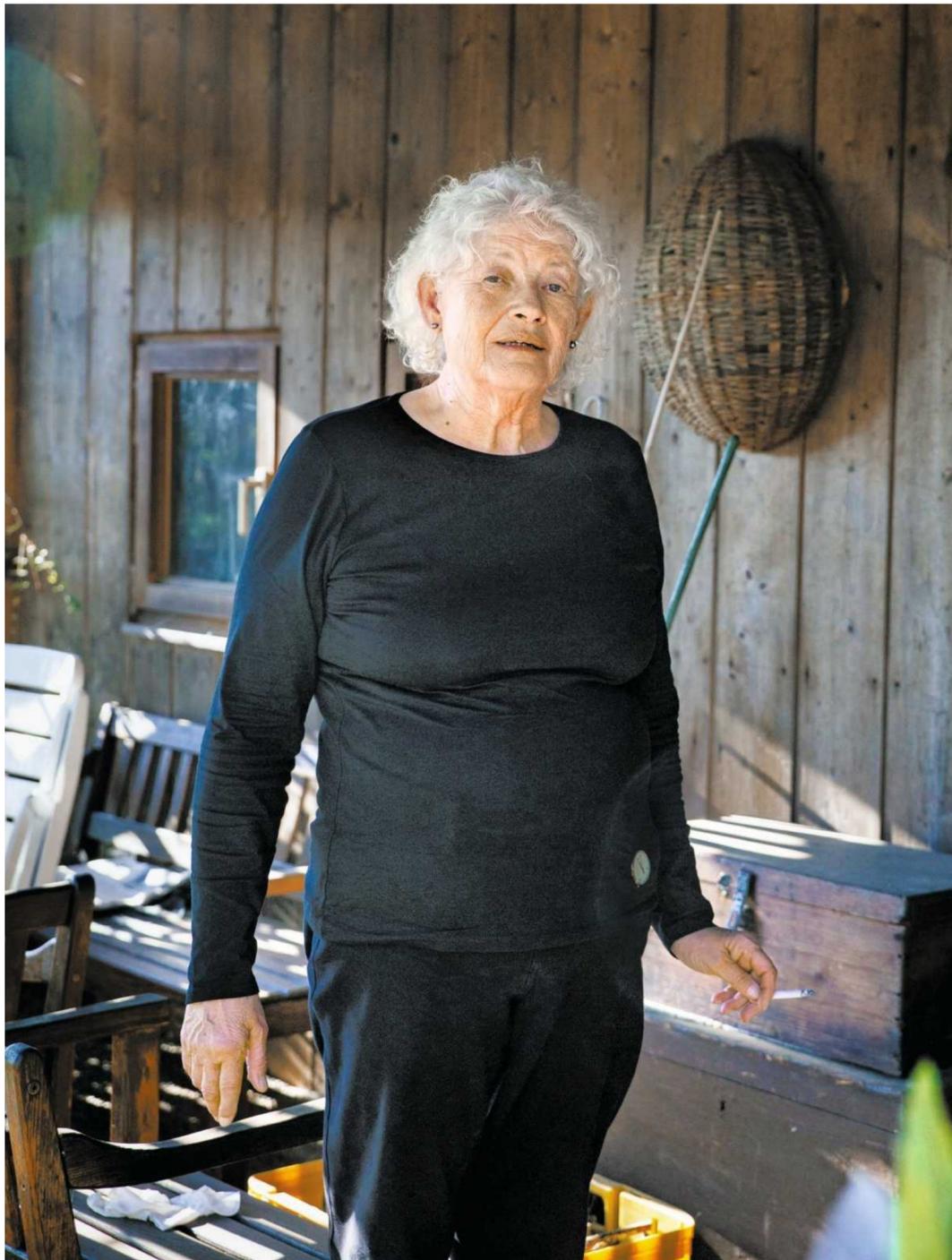
Wie hält man das aus, Frau Pasquay, nach und nach eine Bibliothek ungeahnter Verbrechen anzusammeln? »Nach einer Woche habe ich zum ersten Mal gedacht: Du bist der Situation nicht gewachsen! Aber ich hatte es ja versprochen.« Einer der wenigen Schutzmechanismen, die sie sich erlaubte, war, das Telefon ab 21 Uhr zu ignorieren. Bald wagte sie nicht mehr, in Urlaub zu fahren, denn der Redebedarf der Betroffenen war groß, an manchen Tagen führte sie bis zu sechs Gespräche. Sechs war die Schallgrenze. »Da streiken nicht nur die Seele und das bisschen Hirn, was noch übrig ist, sondern auch der Körper.« Ja, sie hatte die Aufgabe unterschätzt. Nein, Kopfschmerzen habe sie keine gehabt, aber voll von all den Dramen fühlte sie sich leer. »Hilflos, wortschatzarm, außer Atem und aus dem Gleichgewicht.« Supervision war zu teuer. Erst später ruhte sie bei evangelischen Nonnen in Schwanberg aus, Musiktherapie, spazieren gehen, mit der Oberin reden ... Wunderbar sei das gewesen und heilsam. Wie lange? Eine Woche.

So ist das wohl, wenn man unfreiwillig zur Heldin wird. »Wenn ich es vorher geahnt hätte, was für eine arme Sau ich werde, ich hätte das Telefon nicht genommen. Ich bekam ein immer größeres Ohr, ein weiteres Herz.« Zugleich wuchs auch die Wut auf die Täter und auf gewisse Moralprediger, wuchs ihr Zorn auf schweigende Verwandte der Opfer und auf Mütter, die ihre Kinder gegen Geld zu Priestern brachten und sich nachher unwissend stellten. Abends habe sie oft nicht beten können, stattdessen hoffte sie, dass am Morgen keiner anrufen würde.

Es war ein bisschen wie in ihrer Zeit als Hebamme. »Da hatte man immer zwei Menschenleben in der Hand, das der Mutter und das des Kindes. Es durfte kein Fehler passieren, und solange alles gut ging, war es der wundervollste Beruf der Welt. Aber wenn absehbar war, dass eine Mutter sterben oder das Kind tot zur Welt kommen würde am nächsten Tag: Da habe ich mir hundertmal den Kopf zermartert, welche Krankheit ich bekommen könnte, dass ich anderntags nicht zum Dienst muss.« Sie kniff dann doch nicht.

Über die Jahre, sagt sie, habe sie gelernt, am Telefon zu erkennen, wenn einer lügt. Das sei fast nie vorgekommen. Dreimal hätten Täter angerufen, die ihr erklären wollten, dass Sex mit Kindern nichts Falsches oder Schädliches sei. Irrig sei übrigens die Hoffnung, bei Kindesmissbrauch gehe es hauptsächlich um Befürchten und Befummeln. »Fast alles, was mir berichtet wurde, waren Vergewaltigungen.« Während sie sich das anhörte, sei sie mit dem tragbaren Telefon durch das ganze Haus gewandert. Kein Wunder, dass sie es sorgsam eingerichtet hat, trostreich. In der Küche der antike Herd und die gehäkelten Gardinen und der Herrgottswinkel mit den Votivbildern. Im Flur ihre Sammlung von Modellen, das sind alte Backformen mit weihnachtlichen Motiven, manche fünf Zentimeter klein, andere 80 Zentimeter groß. In jedem Zimmer ein Kruzifix. Und in einer Ecke in einer Glasvitrine ein von ihr selbst gebasteltes »Fatschenkindl«, eine traditionelle Puppe, die das Jesulein darstellt – Klosterkunst eigentlich. Ihre Meditation.

Und dann ist da noch der Garten, sehr hell und grün, er grenzt an den Friedhof. Auf dem steht ein riesiges Holzkreuz mit einem lebensgroßen Gekreuzigten, ganz in Gold. Den mag Frau Pasquay nun wirklich nicht, sie findet ihn nachgerade zum Gruseln und hat drei Tannen gepflanzt, die die Sicht auf den Heiland fast ganz verdecken. »Wer vergoldet denn den Leib eines zu Tode Gemarterten?« Das ist genau die Leidensverherrlichung, die sie verabscheut. Deshalb sucht sie sich nicht nur an Ostern die Pfarrer genau aus, und dafür fährt sie auch gern über Land. »Ich gehe nur noch in eine Kirche, die mir passt. Und den Karfreitag erspare ich mir.« Einen schönen Osterbrauch wolle sie aber noch erwähnen. Im Auferstehungsgottesdienst in der Osternacht werden die Osterkörbe geweiht, darin bringt man Osterbrot, ein Osterlamm, Eier, Salz, ein Stück Schinken mit. So habe man am Sonntag ein geweihtes Frühstück. Frau Pasquay, woran glauben Sie? »Ich weiß nicht, ob es ihn gibt, unseren guten Gott. Aber ich hoffe es. Ich fühle mich oft von ihm getragen. Ich glaube ein bisschen an ihn, weil er mich noch nie für meine wilden Meinungen gestraft hat.«



Ana Carola Pasquay, 77, ist katholisch und lebt in Bayern. Früher arbeitete sie als Hebamme

überflüssiges Kleid verschenkte. Sie hat Lieblosigkeit kennengelernt, und viel später, bevor ihre Mutter starb, scheiterte die Tochter mit dem Versuch einer Versöhnung. Vielleicht ist sie deshalb so opferbereit geworden gegenüber den Verletzlichen und so unerbittlich gegenüber den Reuelosen.

Über die Missbrauchsoffer, die sie am Telefon hatte, spricht sie stets so, dass sie einem als schutzlose Kinder vor Augen stehen. Die 86-jährige Frau zum Beispiel, eine der frühen Anruferinnen, die zum allerersten Mal aussprach, was ihr widerfahren war: nämlich mit sechs Jahren vom Ortskaplan vergewaltigt worden zu sein. »Sie wusste noch immer seinen Namen, sie wusste alle Details, sie glaubte, nur ihr sei solch eine Katastrophe widerfahren, und fühlte sich schuldig.« Was sagt man da als Telefonseelsorgerin? »Ich habe vor allem zugehört. Und ich habe versucht,

gen die Vertuscher in seiner Kirche zu mobilisieren. So erinnert sie sich. Nur ein einziges Mal konnte mithilfe des Opfertelefons von »Wir sind Kirche« ein Missbrauchstäter verurteilt werden, die Helferin berichtet das wie eine große Niederlage. Sie hatte das Pech, ihren Dienst zu tun, bevor die katholische Kirche sich gezwungen sah, die Missbrauchsaufklärung auf die Agenda zu setzen und selber ein Notteléfono einzurichten. Und was wäre gewesen, wenn ein Staatsanwalt ermittelt hätte? Wenn die Bistümer und Landeskirchen und Orden gezwungen gewesen wären, alle diese Fälle, verjährt oder nicht, mit ihren Akten abzugleichen – um zu sehen, was an Untaten kirchensintern bekannt war? »Ich habe, was an Wiedergutmachung nicht möglich war, mit Liebe und Fürsorge wettzumachen versucht«, sagt Frau Pasquay.